



1904-12-01

Dokumente einer Mädchenfreundschaft

Gertrud Bäumer

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

BYU ScholarsArchive Citation

Bäumer, Gertrud, "Dokumente einer Mädchenfreundschaft" (1904). *Essays*. 1802.
https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1802

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact ellen_amatangelo@byu.edu.

U Frau 12. Jg. Heft 3
(Dezember 1904)

Dokumente einer Mädchenfreundschaft.

Von
Gertrud Bäumer.

Abdruck verboten.

„Heute habe ich die Gänderode gesehen; es war ein Geschenk von Gott.“ —
„O du! — der du dieses liest, du hast keinen Mantel so weich, um die verwundete Seele drin einzufüllen.“

Das ist Anfang und Ende der Dokumente, die von Bettinens Mädchenfreundschaft zur Gänderode erzählen. 1)

In der blühenden Geißblattlaube des großmütterlichen Gartens in Offenbach begegnete das siebzehnjährige Kind der wenige Jahre älteren Stiftsdame zum erstenmal. Bettina hat diese Begegnung festgehalten. Für sie ruht der goldne Schimmer eines Morgens darüber, dem ein schöner, heller, reicher Tag gefolgt ist. In jedes Wort, das da von einem zum andern ging, heftete sich für sie eine wohnige, süße Wichtigkeit; denn in jedem schaueten ihre Seelen sehen und fragend zu einander auf: Wer bist du?

An die Flamma Vestalis des Burne Jones und wieder an Rossettis Proserpina erinnert das Bild der Gänderode. In fließendem Gewande eine schlanke, biegsame Gestalt, mit einer weichen Anmut der Bewegung, sehnsüchtig fragende blaue Augen unter schwarzen Wimpern, ein Mund, dessen wehmütige und zugleich beunruhigende Linien und dessen lodernendes Rot die dunkle Leidenschaft verraten, die siegen oder sterben muß, und über der feinen durchsichtigen Stirn eine lastende Fülle dunklen Haares — Proserpina, die den Apfel schon in schmalen, schlanken Händen hält.

Sie hat eine besondere Art, in dem Vergänglichem ein Gleichnis zu sehen: „Weißt du, das war unser erst' Wort, ich sagte zu dir: es war ein recht kalter Winter das Jahr; der Hahnenfuß hat seine meisten Zweige erfroren; die Laube gibt wenig Schatten. Da sagtest du: die Sonne gibt und die Laube nimmt; was sie nicht fassen kann von Licht, das muß sie durchlassen zu uns.“ Die Gänderode lebt in ihrer eigenen Welt, in die sie sich voll unbewusster stiller Vornehmheit zurückzieht, weil das Alltagsleben und die Alltagsmenschen ihrer feinfühlenden und im leisesten Hauche vibrierenden Seele weh tun. Zaghaft und sehen im Glauben an sich selbst, bleibt sie sich doch getreu. „Alles Ereignis darf den Geist nur poetisch berühren, sonst leidet er Abbruch“, das hat sie einmal gesagt, und darin die tiefe Sehnsucht ihrer Seele ausgesprochen. Und das Leben in dieser Sehnsucht und um dieser Sehnsucht willen, in einer edlen Schüchternheit all denen gegenüber, die das nicht verstehen, das ist es, was zu Bettinens entründlichem Herzen gesprochen hat. „Dein ganz Sein mit anderen ist träumerisch, ich weiß auch warum; wach können du nicht unter ihnen sein, und

1) Bettina von Arnim. Die Gänderode. Neue vollständige und revidierte Taschenausgabe mit einer Einleitung von Dr. Paul Günz. Leipzig. Deutscher Verlag.

dabei so nachgebend, nein sie hätten dich gewiß verabschiedet, wenn du ganz wach wärst. — Du machst im Leben aus Großmut die Augen zu, magst nicht sehen, wie's bestellt ist um die Menschen, du willst keinen Abscheu in dir aufkommen lassen gegen sie, die nicht deine Brüder sind, denn Absurdes ist nicht Schwestern und nicht Bruder; aber du willst doch ihr Geschwister sein, und so siehst du unter ihnen mit träumendem Haupt, und lächelst im Schlaf, denn du träumst dir alles bloß als dahinschweifenden grotesken Maskentanz“, schreibt ihr Bettina einmal.

Ein Leben in Poesie und Schönheit, in dem Kinderlande, in dem alles Unzulängliche und irdisch Schwere überwunden ist, in dem man keiner gemeinen Klugheit mehr braucht, und die Seele ihr Inneres nur so aus sich herausblüht: das ist Bettinens Sehnsucht. Und dieses Land aufzubauen, soll ihr die Gänderode helfen. „Wir müssen uns miteinander abschließen“, sagt sie, „da müssen wir Hand in Hand gehen und miteinander sprechen, nicht von Dingen, sondern eine große Sprache“. In der Gänderode scheint dem enthusiastischen Kinde eine Freundschaft geschenkt, in der der geheime Wille ihrer Seele, groß und schön und rein zu sein, sich sein irdisches Paradies schaffen kann. Sie braucht einen Menschen, den sie an der Hand nimmt und der mit ihr in das Wunderland zieht, das ihre Seele immer heller und farbiger über sich aufbaut. „Mein Leben ist bloß aufgewacht, weil du mir riechst, und wird sterben müssen, wenn es nicht in dir kann fortgedeihen. — Ich will nicht frei sein; ich will Wurzel fassen in dir — eine Waldrose, die im eigenen Dufte sich erquicke, will die der Sonne sich schon öffnen und der Boden löst sich von ihrer Wurzel, dann ist's aus. — Ja, mein Leben ist unsicher; ohne deine Liebe, in die es eingepflanzt ist, wird's gewiß nicht aufblühen.“

Bettina ist in dem Alter, das wie kein anderes der Freundschaft bedarf. Was ihrer Seele nötig war, konnte bis dahin niemand ihr geben. Ihr Bruder Clemens ist selbst ein zu starker, temperamentvoller und mit sich selbst beschäftigter Mensch; er zieht andere Register in ihr — das Kinderregister, hat sie einmal selbst gesagt — Zu ihm blickt sie mit leidenschaftlicher Bewunderung auf. Er schlägt schützend seinen Mantel um sie und sie schmiegt sich an seine Brust in einem Gefühl stillen Laufchens und Geborgenseins. Aber all das kindlich Stürmische, das Aktive in ihr verstummt in seiner Gegenwart. Dafür bedarf sie einer Seele, die ihr geduldiger zuhört und die von sich aus nicht so gewaltig auf sie einwirkt, von der sie nicht in den Bann geschlagen wird.

Dann war da noch die Großmutter Sophie Laroche. Bettina hatte eine schwärmerische Verehrung für sie, für ihre weltläufige Vornehmheit, die doch das Herzliche und Ursprüngliche so wenig erdrückt, wie sie ihre gemüthliche schwäbische Sprache zu verwischen vermocht hat. Es ist ein anmutiges Bild, das Bettina von ihr zeichnet. „Wenn sie im Garten geht, da biegt sie alle Ranken, wo sie gerne hinhöchten, sie kann keine Unordnung leiden, kein verdorbenes Blatt, ich muß ihr alle Tage die absterbenden Blumen ausschneiden. Gestern war sie lange bei der Geißblattlaube beschäftigt und sprach mit jedem Trieb: ‚Ei kleines Astlein wo willst du hin?‘ und da flocht sie alles zart ineinander und band's mit roten Seidenfäden ganz lose zusammen, und da darf kein Blatt gedrückt sein, alles muß fein schmausen können,“ sagte sie. Und da brachte ich ihr heute morgen weiße Bohnenblüten und rote, weil ich ihr gestern eine Szene aus ihrem Roman vorgelesen hatte, worin die eine Rolle trieben, sie fand sie auf ihrer Arzttischstasse. Sie ließ sich aus über

das frische Rubinrot der Blüten, vielts gegen Licht und war ergötzt über die Ost. Mir ist lieb, wenn sie so schwätzt; ich sag' ihr, sie komme mir vor, wie ein Kind, das alles zum erstenmal sehe. „Was soll ich anders als nur ein Kind werden, sind doch alle Lebenszerstreuungen jetzt verschwunden, die dem Kinderfinne früher in den Weg traten. — — — So viel der schönen Blüten sind mir abgeblüht, so viel Früchte gereift; jetzt, wo das Laub abfällt, da bereitet sich der Geist vor auf frische Triebe im nächsten Lebenskreislauf, und da magst du ganz recht ahnen.“

Aber Bettina will erst noch blühen. Sie ist eine Morgenmatur. Wenn sie in das Leben und in die Welt hineinschaut, so ist es ihr, als sei sie zu einem Tempeldienst vor dem Geist alles Geschaffenen bestimmt. Und es ist ein schönes und fein empfundenes Bild für die Andacht zum Leben, die in ihrer jugendlichen Seele atmet, wenn sie der Tempelknabe sein möchte, der früh vor Tages Anbruch das Heiligtum herrichtet. Sie fühlt in seinem einsamen Schaffen, wenn er Morgens ehe die Sonne erwacht ist vor die Tempelhalle tritt, die Schwelle mit kühler Flut besprengt, die Halle feigt und schmückt, ein hohes Geschick, das sie mit Ehrfurcht erfüllt. „Ach ich möchte ein Knabe sein, Wasser holen in der Morgenfrische, wenn alles noch schläft, den Marmor polieren von den Säulen, meine Götterbilder still bedeutsam waschen und alles reinigen vom Staub, daß es leuchtet im Dämmerlicht, dann nach der Arbeit die heiße Stirn auf die kühlen Stufen legen und ruhen in heimlichem Genügen.“

Wie ein Tempelknabe, der in der dämmerigen Stille schafft, tiefe Ahnungen des kommenden Tages, des Lebens in der Brust, so tritt uns Bettina in dieser Zeit ihrer beginnenden Freundschaft mit der Gänderode entgegen. In solcher Zeit, voll solcher Sehnsucht und Begeisterung zum Leben, in der das Vorgefühl all der emporblühenden Kraft ihr die Brust schwellt, da bedarf sie der Freundin.

* * *

Die Gänderode weiß es von Anfang an, daß sie zu einem Dienst an dem erwachenden jungen Menschen gerufen wird; sie findet sich in ihre Rolle. Von sich selbst schreibt sie nicht viel. Was sie für sich erlebt, was ihre Seele an persönlichem Kampf und Leid durchmacht, hält sie vor dem Kinde verborgen. Nur dann und wann strömt die Stimmung in ihren Briefen aus. Aber diese Briefe selbst sind ihrem ganzen Inhalt nach ein Bemühen um Bettina. Sie versucht, sich in all das ungeklärte, ändernde Verlangen und Sein der jungen Freundin hineinzufühlen. Zart und zaghaft tastet sie nach ihr und überall, wo sie versucht, der Bettina zu zeigen, daß sie sie versteht und ihr Wesen in sich aufnimmt, merkt man die heimliche Angst, ob sie wohl das Rechte trifft. Karolines Briefe sind nichts oder fast nichts, als Antworten, die Resonanz der Töne, die von Bettina angeschlagen worden sind. Sie sind voll von Bekümmung über Bettinens Wesen, Betrachtungen, die eine gewisse absichtliche Objektivität an sich tragen, so, als vergegenwärtige sie sich das Innere eines fremden Menschen. Wo Bettina über das Wesen der Gänderode spricht, ist es immer im Tone leidenschaftlicher Bewunderung; die persönliche Note ist die entscheidende. Sie will damit nur ihre Liebe und ihre Schwärmerei ausdrücken. Bei Karoline merkt man, daß sie sich selbst über das Wesen der Bettina Rechenschaft zu geben versucht, um sie richtig zu verstehen und um sie leiten zu können. Und sie hat keine Dinge über die Bettina gesagt: „du bist wie eine Pflanze; ein kühler Regen erfrischt dich. Die Luft begeistert dich, und die Sonne verklärt dich. — — — Dein eigener Brief, der wie der junge Strauch

das kränkelnde Laub abwirft und in frischen Trieben ergrünt, macht mich mit dem guten Hofensfeld einverstanden über deine Unbedeutendheit, auch gefällt sie mir besser, als was ich an Gefährlichkeit dir zuschanzen könnte. Du bist geföhlig für die Alltagslichkeit der Natur; Morgendämmerung, Mittagsschein und Abendwolken sind deine lieben Gefellen, mit denen du dich verträgst, wenn kein Mensch mit dir auskommt.“

Die Gänderode hat keine Schwingkraft, kein stürmendes Temperament, das sie über sich selbst hinwegträgt in Begeisterung oder in der Liebe. Nur eine stumme, glühende Leidenschaftlichkeit, die aber noch schlummert, oder die wenigstens weit weg ist von ihrem Gefühl für Bettina. Immer prüft und wägt sie zaghaft, ob sie dem anderen gibt, was er bedarf, und immer trägt sie das Gefühl von sich selbst und ihren Unzulänglichkeiten mit sich herum und die Angst oder den Stolz, der nichts von anderen verlangen mag. Da fühlt sie bald, daß Bettina in ihrem stürmischen, unbesonnenen Eigenleben leicht ungeduldig über sie werden muß. „Ich gebe dir recht; es wäre besser, ich könnte mich mannhafter betragen, und dürfte diesen großmächtigen Weltfinn in dem Sittenleben mit anderen nicht mir untergehen lassen. Aber was willst du mit einer so Zaghaften aufstellen, die sich immer noch fürchtet, im Stifft das Tischgeböt laut genug herzusagen. — Lasse mich und vertrage mich wie ich bin. Hab ich das Herz nicht, meine Stimme zu erheben gegen allen Unsinn, so hab ich auch dafür an diesem harten Fels keine kleinste Welle deiner brausenden Lebensfluten sich brechen lassen. Er steht trocken und unbeföhmt von deinen heiligen Begeisterungen; so kannst du auch unbekümmert darum dein Leben dahinfließen.“ Oder an einer anderen Stelle: „Wenn ich nicht heldenmütig sein kann und immer krank bin an Zagen und Zaudern, so will ich zum wenigsten meine Seele ganz mit jenem Heroismus erfüllen und meinen Geist mit jener Lebenskraft nähren, die jetzt mir so schmerzhaft oft mangelt und woher sich alles Melancholische doch wohl in mir erzeugt.“ In ihrer Liebe ist nichts Begehrendes, kein Mut und kein Fordern; sie ist nicht instande und sie empfindet auch nicht das Bedürfnis, für ihre Empfindungen und Leidenschaften zu kämpfen, aus sich heraus zu gehen. „Ich hab dich verstanden,“ schreibt sie einmal an die Bettina, „wie meinen eigenen Glauben; ich hab dich geahnt und begriffen zugleich, und doch muß ich in die Stünde verfallen, dich zu verleugnen. Es ist mir nicht gleichgiltig, daß ich diese Schwäche habe, kannst du sie mir ausrotten helfen, so bin ich willig zur Buße.“ Es klingt immer aus ihren Worten jene stille ängstliche Bitte: „Ich bin dein, dir folg' ich unaufhaltfam; ich bin dein, doch zieh' mich nicht gewaltsam.“

Nach als Künstlerin fehlt der Gänderode die Kraft des Temperaments, die hinreißende Gewalt des künstlerischen Wollens; sie muß sich ihre Stimmungen und den Weg in ihr Traumland mühsam erkämpfen, und dieser Zwiespalt zwischen einer Sehnsucht nach dem Großen, Ewigen, Weltentückten und der geringen Stimmungskraft, sich diese Sehnsucht zu befriedigen, kennzeichnet ihre Dichtung. Sie bringt es selten weiter als zu Symbolen und Allegorien, die manchmal etwas Mühsames, Gezwungenes nicht verleugnen. Ein apokalyptisches Fragment, das philosophische Gedanken in den Formen offizianischer Visionen ausspricht, erregt Bettinas hellen Zorn. Denn Bettina hat ein feines Gefühl für alles Gewollte und Gemachte, und wie sie einmal vergnügt von dem häuslichen Treiben schreibt: „Geföhnt sein ist gar nicht Mode“, so haßt sie virtuelle Stimmungen, die nicht mehr mit der Erde und den Sinnen zusammenhängen. „Dein apokalyptisches Fragment macht mich auch schwindeln; bin ich zu unreif oder

was ist es, daß ich so siebrig werd und daß deine Phantasien mich schmerzlich kränken. Ich weiß nicht, wie ich immer empfinde als sei alles Leben inner mir und nichts außer mir; du aber suchest in höheren Regionen nach Antwort auf deine Sehnsucht, willst mit deinen Gespielen den Mond umwallen, wo ich keine Möglichkeit mir denken kann mitzutanzn, willst erlöst sein von den engen Schranken deines Wesens, und mein ganz Glück ist doch, daß Gott dich in deiner Eigentümlichkeit geschaffen hat. — Hast du deine Regenbogenkränzchen und deine Mondkoterien, wo du über's Bewußtsein hinausspazierst und das Heimkehren vergißt, — Reigen im Sternennebel tanzt, so habe ich meine einsamen Unterredungen mit den jungen Erbskeimen und mit den Mirabellen und Reineclauden und Kirschkämmen in der Blüte.“ Und aus Rache erzählt sie eine übermüthige Geschichte von einem gläsernen Esel, der sich voll Blumen gefressen hat und dem sie nun durch den Bauch schimmern, so daß alle Frösche auf ihn heraufhüpfen.

* * *

Aber Karoline ist im Bunde mit Clemens und will Bettine nicht nur verstehen, sondern auch leiten und beeinflussen, vor allem sie zum Schaffen, zum Dichten bringen. Das versucht sie immer wieder, einmal auf die eine und einmal auf die andere Weise; wie auch durch die ganze Zeit sich die Bemühungen des Clemens ziehen, sie irgendwie zu dichterischen Leistungen anzuspornen. Clemens steht voll Bewunderung vor der leuchtenden Poesie ihres ganzen Wesens. „Der Clemens meint, du habest ein enormes Talent zu jeder Kunst, und es müsse die Steine am Wege erbarmen, dich so dahinschlampen zu lassen. Deine Selbstzufriedenheit hängt davon ab, daß du dich mit Leib und Seel einmal dran gebest; es sei der Schlüssel deines ganzen Lebens“. Aber Bettina mag nicht, weder lernen, was ja andere schon wissen und was deshalb doch nicht verloren geht, noch reimen, noch philosophieren. Sie wehrt sich ungeduldig, trotzig oder leichtsinnig und lächelnd gegen alles. Und ergötlich sind ihre Kämpfe mit ihrem Geschichtslehrer, der nach wenigen mißglückten Stunden in Gnaden wieder entlassen wird, nachdem Karoline sich vergebens bemüht hat, ihr seine Unterweisungen schmachhaft zu machen. „Sei mir ein bißchen standhaft; traue mir, daß der Geschichtsboden für deine Phantasien, deine Begriffe ganz geeignet, ja notwendig ist. Wo willst du dich selber fassen, wenn du keinen Boden unter dir hast? — Kannst du dich nicht sammeln, ihre Einwirkung in dich aufzunehmen? — Vielleicht weil, was du zu fassen hast gewaltig ist, wie du nicht bist. — Vielleicht weil der in den Abgrund springt freudigen Herzens für sein Volk, so sehr hatte ihn Vergangenheit für Zukunft begeistert, während du keinen Respekt für Vaterlandsliebe hast, — vielleicht weil der die Hand ins Feuer legt für die Wahrheit, während du deine phantastischen Abweichungen zu unterstützen nicht genug der Lügen aufbringen kannst.“ — — Aber es nützt auch nichts, Bettina bei ihrem Ehrgeiz zu fassen oder auf ihren Trotz und ihre Oppositionslust zu spekulieren. „Du strahlst mich an mit deinem Geist“, antwortet sie versöhnlich, „du Muße, und komm wo ich am Weg sitze, und streust mir Salz auf mein trocken Brot. Ich hab dich lieb! pfeif in der schwarzen Mitternacht vor meinem Fenster und ich reich' mich aus meinem mondhellern Traum auf und geh' mit dir. — Deine Schellingsphilosophie ist mir zwar ein Abgrund; es schwindelt mir, da hinab zu sehen, wo ich noch den Hals brechen werd, ehe ich mich zurecht find in dem finstern Schlund, aber dir zu Lieb' will ich durchkriechen auf allen Vieren. — Und die Lüneburger Heide' der

Vergangenheit, die kein End' nimmt, mit jedem Schritt breiter wird. Tut der Lehrer den Mund auf, so sehe ich hinein, wie in einen unabsehbaren Schlund, der die Mammutknochen der Vergangenheit auspreit und allerlei versteinert Zeug, das nicht keimen, nicht blühen mehr will, wo Sonn und Regen nicht lohnt. — Indes brennt mir der Boden unter den Füßen um die Gegenwart, um die ich mich bewerben möcht, ohne mich gerad erst der Vergangenheit auf den Ambos zu legen und da plattschlagen zu lassen.“ Also sie lernt nichts, und einen philosophischen Aufsatz, den sie einmal zustande gebracht, nennt sie erzürnt einen steifstellign, verschnüppeltn, buchsbäumenen Zwerg.

* * *

Bettina will etwas anderes von ihrer Freundschaft mit der Gänderode als eine leitende Hand über sich. Mit dem herrischen Willen eines genialen Kindes zwingt sie Karoline in den Dienst ihrer Phantasien und ihrer Schwärmerei, und mit der hinreißenden Liebenswürdigkeit, die solcher Willkür ihren Zauber gibt, strömt sie ihren Dank aus, wenn Karoline ihr folgt und ihr hilft. Als sie nach Karolines unglücklichem Ende der Mutter Goethes über ihr Verhältnis schreibt, sagt sie, daß sie damals sich selbst zuerst gewahr wurde. „Gefühl ist Farbe“, sagt sie einmal schön und bezeichnend, „die nicht lebendig ist ohne im Lichtstrahl der Liebe.“ Die Liebe der Gänderode war nichts weiter als die Sonne, die ihr eigenes Gefühl zur Farbe machen sollte, und da ist es denn wirklich wahr, was sie so oft sagt, daß sie ihr eigenes Ich dem Dasein, der Teilnahme der Gänderode verdankt. „Wo soll mein Geist den Fuß aufsetzen; überall ist er fremd, wenn es nicht selbst erobertes Eigentum der Liebe ist.“ „Ich kann vor niemand sprechen, wie vor dir; ich fühl auch die Lust und das Feuer nicht dazu, als nur bei dir. Und was ich dir auch sag' oder wie es herauskommt, so spür ich, daß etwas sich in mir regt als ob meine Seele wachse, und wenn ich's auch selbst nicht einmal versteh', so bin ich doch gestärkt durch deine ruhigen klugen Augen, die mich ansehen, erwartend, als verständen sie mich und als wüßten sie, was noch kommen wird. Du zauberst dadurch Gedanken aus mir, deren ich vorher nicht bewußt war, die mich selbst verwundern.“ Und noch einen stärkeren Ausdruck findet sie an einer anderen Stelle. „Ich war wie ein Kind, das noch ungeboren aus seinem Heimatland entfremdet, in einem fremden Land geboren war, und nun auf einmal von weit her über's Meer wieder herüber getragen von einem fremden Vogel, wo alles neu ist, aber viel näher verwandt und heimlicher. Und so ist mir immer seitdem gewesen, wenn ich in dein Stübchen eintrat; und so war's auch auf den alten Burgtrümmern gestern: so lachend, wie die Wiese war und die lustigen Mädchen die fangen, und der Abendschein und die Schiffe und die Schmetterlinge, alles war mir nichts, ich sehnt mich nach dir, nur nach deinem Stübchen. Ich sehnt mich nach dem Winter, daß doch drauß Schnee sein möcht und recht früh dunkel und drin brennt Feuer. Der Sonnenschein und's Blühen und Zauchzen zerreißt mir's Herz.“ — „Du bist der Widerhall mir, durch den mein irdisch Leben den Geist vernimmt, der in mir lebt, sonst hätt' ich's nicht, sonst wüßt' ich's nicht, wenn ich's vor dir nicht ausspräche.“

Eine echte, jugendliche Freundschaft, ein Bund von Zweien gegen die Welt, um unter sich etwas Schöneres zu schaffen, als die kümmerliche Wirklichkeit zu bieten vermag: das ist das Verhältnis zur Gänderode für die Bettina. In heimlichem

Zusammensein und zusammen schwärmen und plaudern sich in ein stolzeres Leben hineinträumen, heroische Taten erfinden, phantastischen Träumen von Heldentum und Heldenverehrung nachhängen! „Da stellen wir unsere Betten dicht nebeneinander und plaudern die ganze Nacht zusammen. Und dann geht als der Wind und klappert in dem raveligen Dach, und dann kommen die Mäuschen und sausen uns das El aus der Lampe, und wir beiden Philosophen halten, von diesen Szenen lieblich unterbrochen, große, tief sinnige Speculationen, wovon die alte Welt in ihren eingerosseten Angeln kracht, wenn sie sich nicht gar umdreht davon. Weißt du was, du bist der Platon und du bist dort auf die Burg verbannt, und ich bin dein liebster Freund und Schüler Dion. Wir lieben uns zärtlich und lassen das Leben für einander, wenn's gilt. Und wenn's doch nur wollt gelten; denn ich mücht nichts lieber, als mein Leben für dich einsetzen. Es ist ein Glück, ein unermessliches, zu großen, heroischen Taten aufgefordert sein.“ Und dann wieder sitzen die beiden zusammen im Dunkel bei dem verglommenen Feuer im Ofen; der Märzschnee fällt vom Baum vor den Fenstern; an der Wand spielt das neugierige Mondlicht, und Bettina spielt leise beim Sprechen mit den schlanken Fingern der Freundin. Und wenn sie dann nachhause geht, wenn ihr draußen die Menschen begegnen, so ist das Leben ganz weit von ihr; es ist eine Scheidewand zwischen ihr und ihnen und allem, was in der Welt vorgeht.

Manchmal denkt Bettina auch daran, in diesen Bund, den heimlicher Winterzauber umspinnt, einem dritten Würdigen Einlaß zu gewähren. Der Clemens freilich soll nichts davon wissen. „Der braucht's nicht zu wissen,“ sagt sie, „daß wir so himmlische Kerle sind, heimlich mit einander, wo er nicht dabei ist und keiner.“ Aber einmal hat sie einen jungen Geistlichen sprechen hören, und der scheint ihr würdig. „Es ist ja wahr, du und ich, wir sind jetzt die zwei Einzigen, die mit einander denken; wir haben noch keinen Dritten gefunden, der mit uns denken wollt oder dem wir vertraut hätten, was wir denken, du nicht und ich nicht. Niemand weiß, was wir miteinander vorhaben, und wir lassen jetzt schon ein ganzes Jahr die Leute sich wundern, warum ich doch alle Tage ins Stift laufe.“

Jrgend etwas Großes, Schönes und Einziges zu tun, das ist die heimliche Sehnsucht; dazu soll der Bund den Boden schaffen. Es ist ja so ein stürmischer, alle Wirklichkeit und alle Welt übersiegender Tatendrang in der Bettine. „Ich jagte im Traum auf einem Renner wie der Wind, nach allen Weltgegenden, und richtete mit heber, übertragener Begeisterung von dir, die Welt ein, und kommandierte auch wohl hier und da mit einem Fußtritt mit einem Fluch dazwischen damit es geschwind gehe.“ „Das ist die Gegenwart, die mich mit sich fortreißt ins ungewisse Blaue, ja ins Ungewisse; aber ins himmlische, blonde, goldstrahlende Antlitz des Sonnengotts schauen, der die Hoffe gewaltig antreibt, und weiter nichts. Der Abend fängt mich auf in seinem Schoss; künnend lieg ich ein Weilchen, lausch in die Ferne! größere Helden deutet mir da auf der vollen Heerstraße der Geschichte, am heutigen Tage ihre mutigen Hoffe mannehn zu hören; ja ich will, ich mücht hin, das Banner vor ihnen hertragen, wie wollt ich mich des Lüstchens freun das drin flattert, wie wollt ich mich der eignen Locken freun, die getragen im jauchzenden Galopp mich umspielen mit leichem Schläg auf meine Wangen, wie kühn ins Leben hineingejagt, wie rasch hinter ihm drein, über die Heid!“

In allerlei phantastischen Plänen gewinnt diese Sehnsucht nach Großem, dieser heißen Eifer zum Heroischem Gehalt. „Wir wollen eine schwebende Religion stiften“,

hat sich einmal Bettine ausgedacht. Es ist ein überwältigend süßer Sommerabend, der ihre Sehnsucht zu diesem Wunsch werden ließ. Es dämmt schon stark. Die Natur breitet ihren lichten, durchsichtigen Schleier aus; die Pflanzenseelen fangen an umherzuschweifen und Well auf Well kommt der Lindenduft herübergeströmt. „Es wird schon dunkel — Nachtigallen werden so eifrig — sie schmettern recht in die Mondstille — ach, wir wollen was recht Großes tun — wir wollen nicht umsonst zusammengetroffen haben in dieser Welt — laß uns eine Religion stiften für die Menschheit, bei der's ihr wieder wohl wird — ein Sein mit Gott — dein Mahomed hat's mit ein paar Ritt in den Himmel auch zuwege gebracht. — Ein bißchen Spazierenreiten in den Himmel.“ Und dann denkt sie sich aus, wie sie in der Großmama Garten auf und ab gehen werden in den herrlichen Sommertagen und alles im Gespräch entfalten, und dann will sie es aufschreiben und Karoline soll es in Verse bringen. Und es soll die „Schwebereligion“ heißen. Und das erste Grundgesetz soll sein: der Mensch soll immer die größte Handlung tun und nie eine andere. Und es soll ein Spruch sein: „Wer nit bet, kann nit denken“, der soll auf die irdene Schüssel gemalt werden, aus der ihre Jünger Suppe essen. Und dann soll ein Gesetz sein, daß keine Bildung gestattet werde; jeder soll neugierig sein auf sich selber und soll sich zu Tage fördern; aber er soll kein „angebildet Wesen“ haben. Und auch daraus macht jugendfröhliche Schwungkraft, über das Irdische zu triumphieren, ein Gesetz, daß sich keine Bedürfnisse des Mahls zu irgend einer Zeit einnistern. Das Tischgebet soll heißen: Herr, ich esse im Vertrauen, daß es mich nähre — und dazu bedarfs nur der Frucht vom Baum und des Brotes. Alles übrige ist verächtliche Fesselung an die Erde und das Materielle. Auch vor Nachtwind und Abendtau dürfen sich die Bekenner der schwebenden Religion nicht fürchten: „über die Verkältung hinweg im Nachtwind wie im Sonnenschein sein eigener Herr bleiben, das muß ein Gesetz unserer schwebenden Religion sein.“ — Dann fällt es ihr wohl einmal ein, wie pathetisch und hochmütig sich alle die großen Pläne bei ihr ausnehmen müssen, und sie wundert sich am Schluß eines Briefes „über den Parabegaul von prahlerischen Gedanken, der drin an der Leine im Kreis läuft“. Es sind auch eigentlich gar nicht die großen Erfindungen die Hauptsache, sondern sie muß auf irgend eine Weise den sprudelnden Lebensübermut verschäumen lassen, und „von der Himmelsleiter herab unter die Philister spielen“.

* * *

Ein Versinken oder sich Hineinschmiegen in das Innerlichste der Menschen und der Dinge, darin fließen alle Lebensgefühle der Bettina zusammen. Sie empfindet das Wirken der Welt und der Natur auf ihre Seele als ein herzliches tiefes Zueinanderdringen. „Ach wenn ich mich so umseh, wie sich alle Zweige gegen mich strecken und reden mit mir das heißt küssen meine Seele, und alles spricht, alles was ich anseh hängt sich mit seinen Lippen an meine Seelenslippen, und dann die Farbe, die Gestalt, der Duft alles will sich geltend machen in der Sprache — — die ganze Natur spricht in mich hinein das heißt sie küßt meine Seele“ — —

„Sie küßt meine Seele“ — das ist das Wesen ihres Naturempfindens. Es drängt nach vollem unmittelbarem Eicherstößen und Empfangen durch alle Sinne. Sie legt sich auf den Boden auf die sammetschwarze aufgepflügte Erde, die so warm von unten herauf dampft und läßt sich ihre Wärme durch die Brust und durch die

Glieder ziehen, dann wird ihr warm und andächtig zu Mut, und die Hände fallen sich ihr im Gebet zum Leben. So legt sie sich auf der Meise unter das Leinen, das die alte Cousine in der Mittagsstunde besprengt, und gefangen in einem Netz von blühenden Grasern fühlt sie die Sonne durch die gesammelten Wassertropfen feucht und warm in ihr Mut dringen. — Wie eine „rankende Pflanze“ fühlt sie sich von der lautlosen silbernen Mondzeit aufgezogen — den vorüberschweifenden Geistern des All sich anzuhängen und ihren Hauch zu trinken. Und zu stürmischem Lebensjubel verschmilzt ihre Seele mit dem gewaltigen Orchester der Gewitternacht. „Musik bringt alles in Einklang, sie domert durch die hellsternige Nacht ihren gewaltigen Strom, dann tanzt sie hin und grüßt mit jeder Well die Blum, die da heimlich blüht am Ufer. Wenn dann die Wolken vom Windsturm dahergejagt kommen, dann werden sie als gleich, als von ihrem Hauch bezaubert; der Regen rollt Perlen unter ihren tanzenden Schritten, beim leuchtenden Wog vom Donner durch die schwarze Nacht geschneit, die er mit schallenden Schwingen durchkragt“ — —

Dann kommt sie in Stimmungen, wo sie verzichten möchte, zu sprechen mit menschlichen Worten: „Was einer mit mir spricht, darauf möchte ich ihm antworten mit einem Tannenzapfen, den ich ihm in die Hand drücke, oder eine Schnecke, die am Weg kriecht oder einen angebissenen Holzapfel, es wär immer noch gescheuter als die Antwort, die mir einfällt.“

* * *

Die Gänderode hat auf diesen quellenden Reichtum, der da frisch aus jungem Boden steigt, nicht viel zu geben. Daß sie zusehen kann, und daß das alles ihr geschenkt ist, das gibt ihr wohl einmal eine Erquickung, aber nur, weil es ablenkt und vergessen macht. Weit weg davon, und weit weg von allem, was sie mit anderen Menschen zusammenführt, kämpft ihre Seele einsam und im Dunkel ihren Todeskampf. Da gräbt sie wie Proserpina die weißen Zähne in den blutroten Granatapfel, der die Liebenden dem Tode vermählt. Die schweren Schatten, die immer tiefer auf sie herabsinken, machen das ahnungslose Kind erschauern, das seine kleine warme Hand verstoßen in die ihre geschoben hat: „Lebe mit mir, ich habe jeden Tag an dich zu fordern.“ — „Ich werde dich begleiten überall hin — wenn dein Aug' das Licht scheut, wenn es so traurig ist. Ich bin gern im Dunkel —“ Aber sie wird abgewehrt. „Die Ahren des Feldes,“ schreibt Karoline, „schmiegen die jungen Halme aneinander, und wenn sie reif sind, so bewegt sie ein leiser Wind, daß sie sich berühren, aber die Menschen berühren einander nicht, wenn sie auch noch so dicht gesät sind, wenn auch noch so heftiger Sturm durch sie fährt; so ist es, und das bindet die Zunge und tötet den Geist.“

Und so ist es zwischen den beiden still geworden, lange ehe die Gänderode unter dem flüsternden Schilf des Rheins lag, mit der Todestwunde in der Brust.



Zur Zentenarfeier des Code Napoléon.

Von

H. Ludwig.

Nachdruck verboten.

In Paris hat die Hundertjahrfeier des Code Napoléon stattgefunden. Diese Feier der Einführung eines rückständigen Gesetzbuches mußte alle denkenden Frauen schmerzlich berühren und ihnen die unwürdige Stellung, die sie als Bürgerinnen eines zivilisierten Staates einnehmen, voll zum Bewußtsein bringen. Nicht alle Frauen finden eine Stimme für das, was in ihnen sich auflehnt gegen Einrichtungen, die Autorität beanspruchen. Und deshalb ist es dankenswert, daß die Vorsitzenden von vier bedeutenden Frauenvereinen, die die Frauenbewegung in Frankreich repräsentieren, Mmez Vincent, Odde Desfon, Hubertine Auelert und Caroline Kauffmann, sich zusammengetan haben, um an die Senatoren und Deputierten ein Protestschreiben zu richten.

In diesem Schreiben geben sie ihrer Entrüstung Ausdruck, daß ein Gesetzbuch gepriesen und gefeiert werden soll, das die Frauen seit hundert Jahren unterdrückt und dessen einzelne Gesetze ebenso viele Ohrfeigen für die Frauen bedeuten.

„Durch den Code Napoléon“ heißt es in dem Schreiben, „werden die Gattinnen ihres Erbteils beraubt, ihr Erwerb wird ihnen genommen; die Mütter haben kein Recht auf die Kinder, die sie geboren haben; sie stehen vor dem Gesetze auf gleicher Stufe mit den Irnsinnigen, Verbrechern und Idioten.“

Alle Nationen haben die Gesetzbücher, die die Norm der Verwaltung und Rechtssprechung sind, modifiziert und verbessert, nur Frankreich ist unter der Herrschaft des Code geblieben, der von eigendienerischen Juristen verfaßt wurde, die unter dem geistigen Einfluß und dem Willen Napoleons standen.

Die französischen Frauen können nicht glauben, daß die Unterdrückung und die Ungerechtigkeit, deren Opfer sie sind, unter der Herrschaft der dritten Republik weiter dauern sollen.

Wir sind dessen eingedenk, daß unsere Vorfahren, die französischen Frauen von einst, zu der Wahl der Deputierten der Generalstaaten herangezogen wurden, und daß sie dieses ihr Wahlrecht von seiner Entflehung an bis zum Jahre 1789 ausübten.“

Die Frauen verlangen nun in ihrem Schreiben, daß Delegierte ihrer Vereine von den Kommissionen der Parlamentarier und Juristen empfangen werden, die die Aufgabe haben, den Code zu prüfen und Änderungen in Vorschlag zu bringen. Diese Delegierten sollen die Rechtsforderungen und Rechtsrückforderungen der Frauen zur Sprache bringen, die in den Frauentongressen bereits eingehend erörtert worden sind.

Um ihrem Haß gegen ein Gesetzbuch Ausdruck zu verleihen, das ihrem Geschlecht alle Rechte versagt und ihm alles Individuelle abspricht, versammelten sich die Frauen auf dem place Vendôme, um dort feierlich den Code zu verbrennen, um die nämliche